Zeitschrift: Rosa : die Zeitschrift für Geschlechterforschung

Herausgeber: Rosa

Band: - (2008)

Heft: 36

Buchbesprechung: Rezension

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Richterinnen

von Sandra Bienek

Revital Ludewig, Kathleen Weislehner, Evelyne Angehrn (Hrsg.). Zwischen Recht und Gerechtigkeit. Richterinnen im Spiegel der Zeit. Stämpfli Verlag AG Bern, 2007. 222 S., CHF 52.00.

In der Schweiz besteht der junge Beruf der *Richterin* seit den Neunzehnsechzigerjahren. Wenn im jeweiligen Kanton das Frauenstimmrecht durchgesetzt worden war, konnte das Amt der Richterin bzw. des Richters von einer Frau besetzt werden. Mit der Einführung des Frauenstimmrechts 1971 auf Bundesebene erhielten Frauen die formale Kompetenz, auf allen Hierarchiestufen im Gericht, so auch als Bundesrichterin, tätig zu sein. Das Buch untersucht 36 Jahre Berufs praxis von Richterinnen und stellt anhand biographischer, zeitgeschichtlicher sowie psychologischer Analysen deren ursprünglich ausschliesslich den Männern vorbehaltene Berufsfeld umfassend dar.

Diese in der Schweiz bis jetzt einmalige Untersuchung lag im Interesse von Richterinnen verschiedener Generationen, die sich über das Forschungsprojekt «Berufsschwierigkeiten, Moraldilemmata und Bewältigungsstrategien von RichterInnen und RechtsanwältInnen» der Universität St. Gallen trafen (2004-2007).

Im ersten Teil des Buches berichten drei Generationen von Richterinnen (in den Alterskategorien von 30-45 Jahren, 46-60 Jahren sowie 60 Jahren und älter) aus der Perspektive ihres Werdegangs. Anschliessend werten eine Psychologin und eine Juristin deren jeweils unterschiedliche Herausforderungen im Berufsalltag aus. Aufschlussreich sind beispielsweise die Thesen darüber, inwiefern sich der theoretische Hinterbau der *Gleichheitsdoktrin*, der *Gleichheitstheorie*, des *Differenzfeminismus* und der *Pluralisierung* auf die beruflichen Bedingungen der Richterin übertragen lassen.

Im zweiten Teil des Buches wird anhand von fünf Beiträgen überprüft, ob geschlechtsspezifische Unterschiede zwischen Richterinnen und Richtern festgemacht werden können. Wie wird die Richterin in den Medien repräsentiert? Sind Richterinnen mediativer? Erleben Richterinnen Moraldilemmata anders als Richter? Auffällig wird, dass bezüglich Fähigkeiten und Qualitäten von RichterInnen generationsspezifische Unterschiede weit massgebender sein können als geschlechtsspezifische. Jedoch wird einer Richterin von der Öffentlichkeit und insbesondere von den Medien eine bedeutend andere Erwartungshaltung als dem Richter entgegengebracht.

Drei Generationen von Richterinnen im Vergleich

Margrith Bigler-Eggenberger war die erste Bundesrichterin der Schweiz. Sie gehörte zur Generation von Richterinnen, die zu einer Zeit studierten, als die Berufsperspektiven einer Juristin fast aussichtslos waren. Ihre bereits 1972 angetretene Kandidatur zur Bundesrichterin löste heftige Gegenreaktionen aus. Eindrücklich wird beschrieben, entgegen welcher Schwierigkeiten, Vorurteile und Rollenverständnisse die «Ausnahme»-Richterinnen der ersten Generation ihren eigenen Weg gingen. Die Position als Richterin und als Frau musste fortlaufend bewiesen, eine unermüdliche Toleranz gegenüber den Berufskollegen aufgebracht werden: «Lange haben es Anwälte nicht fertig gebracht, ein gemischtes Richterkollegium korrekt anzureden. Sie hatten sich vorbereitet, ihr Plädoyer mit ‚sehr geehrter Herr Präsident, sehr geehrte Herren' zu beginnen und kamen ins Stottern, wenn sie sich einer Frau gegenüber sahen, die vielleicht sogar den Vorsitz führte.» (Dr. iur., Dr. h.c., Verena Bräm, ehemalige Oberrichterin, Rechtsanwältin).

Für die zweite Generation der Richterinnen, an deren Präsenz sich das Kollegium gewöhnt hatte und denen alle Berufsfelder am Gericht offen standen, trat alsdann die Frage in den Vordergrund, wie das Familienkonzept mit Karrieren zu vereinbaren sei, um genauso erfolgreich zu sein wie die Kollegen. «Es ist eine männliche Welt. Und die Frauen, die da sind, übernehmen diese Machtstrategien.» (eine Richterin der zweiten Generation, Interview 2004).

Die dritte Generation der Richterinnen schloss ihr Studium in den Neunzehnachzigerjahren ab und wurde somit in einem Umfeld sozialisiert, indem die Laufbahn nicht mehr gleichermassen vom «Frau-Sein» geprägt wurde und das Kriterium des Geschlechts gegenüber individuelleren Bedürfnissen in den Hintergrund trat. Typisch weibliche Eigenschaften wurden aufgewertet und als Bereicherung des Gerichtswesens angesehen.

Generationenübergreifend wird bewusst die Erwartungshaltung, welche der Frau im Richterinnenamt entgegengebracht wird, reflektiert. Sei dies, dass die eine Richterin sich bei einem sachlichen Entscheid gegen eine Frau nicht als Verräterin sieht oder eine andere den Fokus ihres Engagements zur Verbesserung von Frauenanliegen im richterlichen Ermessensspielraum setzt.

Die Lektüre beleuchtet Qualitäten von Richterinnen und stellt den Beruf wie seine Geschichte spannend vor. In den Beiträgen zwar aufgeworfen, bleibt jedoch die Frage nach dem geringen Frauenanteil trotz attraktiver Karrierechancen bestehen. In der Schweiz werden knapp ein Drittel der RichterInnenämter durch Richterinnen abgedeckt (in den oberinstanzlichen Gerichten beträgt der Frauenanteil sogar nur 23%). Einerseits bedeutet dieser Anteil eine grosse Errungenschaft und eröffnet Perspektiven für angehende Richterinnen; jedoch wird sich zeigen, ob es zu einer ausgewogenen Geschlechterverteilung auch in den höheren Instanzen kommen wird oder die Position des Gerichtspräsidenten eine Männerdomäne bleibt.

Autorin
Sandra Bienek studiert Rechtswissenschaft an der Universität Zürich und ist Mitarbeiterin des autonomen Frauen-Queer-Büro Zürich. Zuvor diplomierte sie an der Hochschule für Gestaltung und Kunst im Fachbereich Bildende Kunst.
s.bienek@access.uzh.ch

Das F-Wort

von Cheyenne Durrer

Mirja Stöcker (Hrsg.). Das F-Wort. Feminismus ist sexy. Königstein/Taunus 2007. Ulrike Helmer Verlag, 150 S., CHF 22.70

«Warum ist das F-Wort ‹so extrem›? Wo kommen künftig die Kinder her? Bevorzugten schon Steinzeitmänner Blondinen? Wann ist eine Frau ‹natürlich schön›? Was verraten rechte und linke Gehirnhälften über Männer und Frauen? Sind Mädchen-Gene rosa? Sind Feministinnen lesbisch? Warum sollte ein Mann Feminist sein können? Was wollen Frauen (ausser Schuhe kaufen)? – Das sind die Fragen, um die es in diesem Buch geht.» Mirja Stöcker, die Herausgeberin des Buches, findet, «dass die spannenden Erkenntnisse der modernen Geschlechterforschung endlich ins Alltagswissen gehören». So wird denn auch mit gängigen Klischees um Feminismus, Feministinnen und den Geschlechterunterschieden abgerechnet. Oftmals mit bunter Referenz auf Judith Butler, Thea Dorn, Alice Schwarzer, Eva Herman oder Allan und Barbara Pease.

Die Schwerpunkte der Beiträge sind breit gestreut. In einem der lesenswertesten Artikel, von Sigrid Schmitz, Biologin und Dozentin an der Universität Freiburg, wird das Zusammenspiel von Geschlechterforschung und Wissenschaft untersucht. Schmitz zeigt auf, dass «fehlende Unterschiede oder Gleichheit der Geschlechter keine publikationsfähigen Ergebnisse sind». Dies führt dazu, dass Studien z.B. in der Hirnforschung, welche Unterschiede zwischen den Geschlechtern feststellen – sei es auch nur in einem Teilbereich und anhand von wenigen Probanden und Probandinnen – im Vordergrund stehen, um so beispielsweise die öffentliche Vorstellung eines weiblichen und eines männlichen Gehirns zu nähren. Des weiteren weist Schmitz auf die Problematik hin, dass schon die ForscherInnen am Werk «aus einem bestimmten kulturellen Umfeld, geprägt durch bestimmte Vorstellungen von Geschlecht oder Geschlechterdifferenzen, Entscheidungen treffen», was (und was nicht) in einer Untersuchung hervorgehoben werden sollte.
Dieselbe Thematik wird in «Typisch Mädchen, typisch Junge» von Eva-Maria Schnurr aufgegriffen, wo sie erklärt, was es mit den geläufigen Konnotationen zu einem Geschlecht auf sich hat. Auch sie betont, dass die Unterschiede innerhalb eines Geschlechtes weitaus grösser sind, als jene zwischen den Geschlechtern, «Jedes Gehirn ist einzigartig».

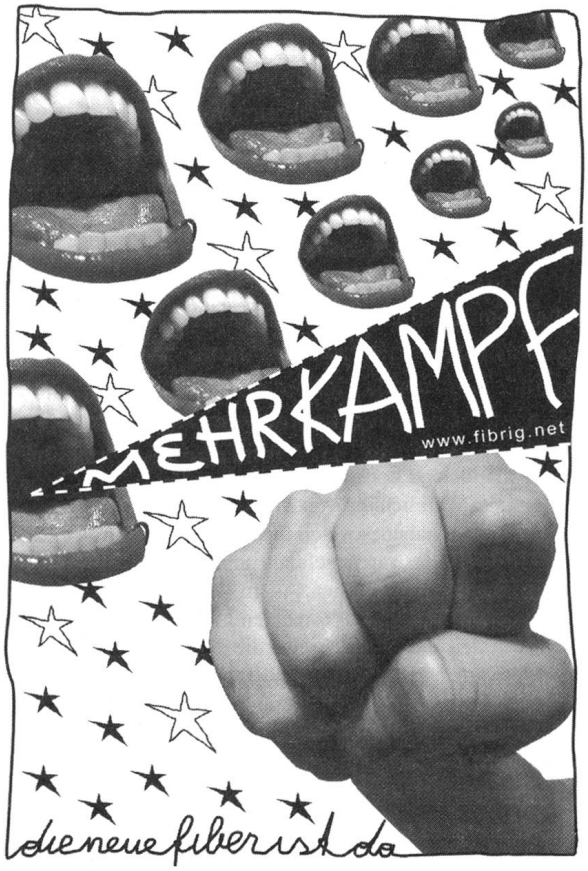
Im Beitrag «Wutlos glücklich» von Kathrin Hartmann und Kerstin Kullmann sind die Autorinnen der Ansicht, dass «jung sein und Frau sein in Wahrheit eine Krankheit ist, ein defizitärer Organismus». Denn Beruf und Familie möchten miteinander vereint sein. So «droht Emanzipation zur Klassenfrage zu werden», denn «nur wer Geld, wer Arbeit hat, kann sich erlauben, auf Selbständigkeit zu pochen». Wie diese «Krankheit» an Hand der Klassenfrage zu erklären ist, wird zwar angetönt, jedoch unbefriedigend behandelt. Vielleicht wollten sie sagen: Gutsituierte Frauen emanzipieren sich leichter, weil es nur in unteren Schichten eine Schwierigkeit darstellt, Beruf und Familie zu leben. Ein Mangel an Krippenplätzen stellt nämlich kein Hindernis dar, wenn eine Kinderbetreuung auch privat angestellt werden kann. Aber ist das ein neues Phänomen? Schön wäre hier eine umfassendere Analyse, so dass wenigstens der Eindruck entsteht, die Aussagen seien nicht nur beschreibend, sondern auch begründet.

Insgesamt enthält das Buch elf Beiträge von verschiedenen Autoren und Autorinnen. Diese stammen mehrheitlich aus Deutschland, davon vorwiegend Redakteure und Redakteurinnen, freie Autoren und Autorinnen. Auf dem Buchumschlag finden sich Portraits der Schreibenden: Das ist amüsant und entspricht einem voyeuristischen Bedürfnis zu sehen, wessen Worte gelesen werden.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass sich das Buch leicht liest, da Lifestyle-Themen in einer humorvollen und lockeren Art aufbereitet werden. Die Fragestellungen sind spannend, aber leider so angelegt, dass sie eine tiefgründige Antwort nicht erlauben. Meines Erachtens wäre es zudem wichtig, die politische und ökonomische Perspektive nicht aussen vor zu lassen.

Autorin:
Cheyenne Durrer, studiert Rechtswissenschaften und geht Dingen manchmal gern auf den Grund.
CheyenneDurrer@access.uzh.ch

Anzeige



Unbeschreiblich männlich

von Nicola Condoleo

Unbeschreiblich männlich – Heteronormativitätskritische Perspektiven, R. Bauer, J. Hoenes, V. Woltersdorff (Hrsg.), Männerschwarm Verlag Hamburg, 2007, 320 S., CHF 32.40

Wann ist ein Mann ein Mann? Was Herbert Grönemeyer noch als Ohrwurm liederlich befragte, das steht hier auf dem Spiel – und es ist gut so. Die Frage nun, wann ein Mann ein Mann ist, stellt das identische Bild eines Mannes noch nicht in Frage, sondern beschreibt noch tatkräftig die Suche nach den richtigen Eigenschaften.
Dass es einer anderen Befragung bedarf, zeigen die Herausgebenden in der Einleitung des Bandes «Unbeschreiblich männlich», indem sie zurecht rücken, was bisher unverrückt blieb: «Männlichkeit ist für alle da. Aber was ist Männlichkeit?» Wie sind Männlichkeiten oder Maskulinitäten mit sexuellen Praxen und Identitäten verknüpft, die sich nicht an einen männlich definierten Körper knüpfen? Ist es überhaupt noch sinnvoll von Männlichkeiten zu sprechen? Eine Antwort gibt es nicht, sondern das Feld der Erprobung wird eröffnet. Dass es sich um einen Arbeitsbegriff handelt, wird durch die Unterteilung in die Abschnitte deutlich: «Aufarbeiten, Abarbeiten, Erarbeiten, Umarbeiten» – ausserdem werden mit den letzten Abschnitten «Modernisierungsgewinner und -verlierer» und «Grenzen» weitere Spektren eröffnet, die den Blick in verschiedenste Richtungen lenken und eine lustvolle Vielfalt der Auseinandersetzung ermöglichen.
Drei ausgewählte Artikel von beinahe zwanzig sollen einen Einblick gewähren (wobei auf den Artikel von Sven Glawion in dieser ROSA verwiesen sei).

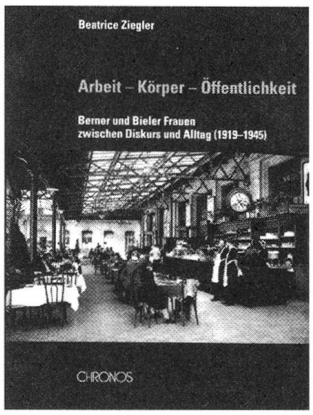
Aufarbeiten
Andreas Krass folgt in seinem Artikel «Der Lieblingsjünger und die Folgen» der Rezeptionsgeschichte der Beziehung zwischen Jesus und seinem Jünger Johannes. Die heute populäre Auslegung des Abendmahls von Leonardo da Vinci, wie sie neuerlich im Roman «Sakrileg» von Dan Brown offenbart wurde, zeige die heteronormative Rekonstruktion von Geschlechteridentitäten, indem der Lieblingsjünger als Maria Magdalena konstruiert werde. Im Roman will mann die gemalte Weiblichkeit von Magdalena alias Johannes eindeutig erkannt haben: «weich fliessendes, langes rotes Haar; die zarten Hände waren gefaltet, und sogar die Andeutung eines Busens war zu sehen.» – In der Folge rekonstruiert Krass den angeblich heterosozialen Liebesbund zurück zum homosozialen und durchschreitet die tradierten Auffassungen des Motivs Jesus, der Lehrer und Johannes, der Schüler und zeigt die historische Veränderung und «Veränderbarkeit der Diskurse über das gleichgeschlechtliche Begehren von Männern.»

Umarbeiten
Anne Eßer und Kymberlyn Reed untersuchen in ihrem Artikel «Der ‹weibliche› Blick auf ‹Männlichkeit› in Slash-Literatur» das Phänomen der Fanfiction-Literatur im Internet. Fanfiction heissen die literarischen Aktivitäten von Fans zu einem Buch oder einem Film. Slash steht für den Schrägstrich zwischen Bezeichnungen wie m/m. Letztere bezeichnet ein Pairing zweier Männer. Ein Beispiel von Slash-Fanliteratur ist das VigBean-Fandom. Viggo Mortensen und Sean Bean, bekannte Darsteller aus «Herr der Ringe», entdecken als fiktive Protagonisten im Slash ihre Homosexualität und ihre Liebe zueinander.
Der entstehende Korpus als subkultureller Kommentar auf Produkte des Kommerzes ermöglicht, dass sich «Frauen mit heteronormativen Vorstellungen von Geschlecht und Sexualität kritisch und kreativ auseinandersetzen.» Allerdings ist das Phänomen gerade nicht auf Frauen beschränkt, sondern öffnet einen Raum, der einen anderen Umgang mit der Identitätsproblematik erlaubt. Ein entscheidendes Movens der Slasher_innen sei gerade «die Erforschung und Wiederaneignung von Anteilen der eigenen Sexualität, die in überkommenen Rollenmustern als ‹männlich› galten ...»

Modernisierungsgewinner und -verlierer
Sebastian Scheele entlarvt in seinem Artikel «Schwul leben – heterosexuell lieben» die Metrosexualität als homophobe Modernisierung hegemonialer Männlichkeit. Mitte der 1990er-Jahre eingeführt, prägte der Begriff «metrosexual» eine bestimmte Art von Mann: jung, single, urban, schwul oder hetero, egozentrisch und konsumfreudig. Was als eine satirische Karikatur gedacht gewesen sei, sei von den Massenmedien und der Werbung zunehmend instrumentalisiert und verschoben worden – mit dieser Nutzbarmachung wurde die Heterosexualität betont und erneut markiert. Am Beispiel von David Beckham zeige sich: Wer sich seiner Männlichkeit sicher sei, könne sich feminine Züge aneignen, ohne seine Männlichkeit zu bedrohen. Damit ereigne sich eine erneute Abgrenzung gegenüber Homosexualität: «Metrosexualität ermöglicht homophoben Männern eine Ausweitung ihres Verhaltensrepertoires.»

Die Anthologie besticht nicht nur durch die Diversität der Beiträge, sie zeigt auch verschiedenste Möglichkeiten Männlichkeit neu und anders zu denken. Dass damit viel offen bleibt, deutet nicht auf ein Manko der Publikation hin, sondern auf das Fehlen bisheriger diesbezüglicher Forschung im europäischen Kontext. Ein erster grosser Schritt ist mit diesem Buch gelungen.

Autor
Der Autor wird als weich fliessend bis robust, zuweilen auch untersetzt beschrieben. Fest stehen: zarte bärtige Hände, feingliedrige Ohren und ein wohlgeformter Spitzmund – er lebt und arbeitet in Züri und Bern (in dieser Reihenfolge...)
nicola_condoleo@bluewin.ch



Den weiblichen Körper im Visier

von Beatrix Mesmer

Béatrice Ziegler. Arbeit – Körper – Öffentlichkeit. Berner und Bieler Frauen zwischen Diskurs und Alltag (1919–1945). Chronos-Verlag, Zürich 2007, 512 S., CHF 68.00

Mit ihrer breit angelegten Darstellung der Lebenssituation von Frauen unterer, nicht zum Bürgertum gehörender Schichten kommt Béatrice Ziegler einem Desiderat der Gender-Forschung nach. Während über die Entstehung der sogenannten «bürgerlichen» Geschlechterordnung mittlerweile interdisziplinär weitgehend Einigkeit besteht, ist noch recht wenig bekannt über diejenigen Frauen, deren Handlungsspielraum durch diese Ordnung am stärksten eingeschränkt wurde. Das hängt mit der schlechten Quellenlage zusammen. Ziegler hat für ihre Untersuchung der beiden Städte Bern und Biel verschiedene Ansätze kombiniert: Die Auswertung der amtlichen Bevölkerungs- und Beschäftigungsstatistiken, der aussagekräftigen Gerichtsakten, von Artikeln aus medizinischen und juristischen Fachpublikationen über Abtreibung und Geschlechtskrankheiten sowie der Berichte über wirtschaftliche und politische Aktionen von Frauengruppen. Diese Quellen spiegeln vor allem die männliche Wahrnehmung von Arbeitsleistung, von erwünschter und unerwünschter Sexualität und vom Auftreten in der Öffentlichkeit. Die Betroffenen selber kommen nur selten zu Wort. Was die Präsenz der Frauen auf dem Arbeitsmarkt betrifft, so bestätigt sich, dass die Städte gute Erwerbsmöglichkeiten boten. Während in der Uhrenstadt Biel die meisten Frauen in der Industrie Beschäftigung fanden, blieben in der Bundesstadt Hausdienst und Gastgewerbe die wichtigsten Erwerbsfelder. Aber auch hier gab es viele Frauen in der Textil- und Nahrungsmittelindustrie. Deutlich ist in beiden Städten die Zunahme des Frauenanteils in Handel und Verwaltung, wobei die meisten Verkäuferinnen waren.

Dass die weiblichen Arbeitskräfte von der Arbeitslosigkeit weniger betroffen wurden als die männlichen, lag an den niedrigeren Löhnen, die meist nicht existenzsichernd waren. Auch die politisch motivierte Kampagne gegen «Doppelverdienerinnen» hat den Zwang zur Erwerbstätigkeit der Unterschichtsfrauen nicht verringert. Wenn insgesamt die offizielle Erwerbsquote der Frauen im Untersuchungszeitraum leicht sank, so wegen der in der Zwischenkriegszeit einsetzenden «Hausfrauisierung». Der öffentliche Diskurs über die Familien- und Mutterpflichten drängte immer mehr Frauen in die unbezahlte Hausarbeit, in zusätzliche Teilzeitbeschäftigungen und Schattenarbeit. Dass Frauen vermehrt über ihre Gebärfähigkeit definiert wurden, lässt sich mit der Debatte über Verhütung und Abtreibung während der Vorbereitung des eidgenössischen Strafgesetzbuches erklären. Der weibliche Körper geriet ins Visier eines sozialpädagogischen Diskurses, der die Angst vor Geschlechtskrankheiten schürte. Ziegler verfolgt die entsprechende Diskussion in der Fachpresse und kommt zum Schluss, dass mit dem Reden über die Gefahren von Prostitution und Promiskuität die Ärzte die Kontrolle über das weibliche Sexualverhalten übernahmen und eine medizinisch indizierte Sittlichkeit etablierten. Während gleichzeitig die Printmedien und die aufkommende Filmindustrie das erotisch geprägte Bild einer «neuen Frau» entwarfen, wurde in der Lebenswirklichkeit der Unterschichten bereits der Verdacht ausserehelicher Sexualkontakte zur kriminalisierten Devianz.

In den durch politische und wirtschaftliche Unsicherheit geprägten Jahrzehnten nach dem Ersten Weltkrieg wurde die bürgerliche Geschlechterordnung auch für die Unterschichten zum verlässlichen Orientierungsrahmen. Das Auftreten von Frauen in der Öffentlichkeit war nur so weit genehm, als es der bestehenden Rollenteilung entsprach. So konnte 1928 die Schweizerische Ausstellung für Frauenarbeit Saffa, die dem traditionellen Frauenbild Rechnung trug, zu einem Erfolg werden. Wenn jedoch Hausfrauen selbständig ihre Interessen geltend machten, wie z. B. anlässlich der Auseinandersetzung um die Hauszustellung der Milch im Bieler «Milchkrieg» von 1930/31, hatten sie hämische Kommentare zu gewärtigen. Wie Ziegler belegt, verstand es auch die Sozialdemokratische Partei, ihre Frauengruppen in die übergeordnete männerdominierte Parteiorganisation einzubinden. Solange die Klassengegensätze die politische Strategie bestimmten, waren selbst in der Arbeiterbewegung die Bedürfnisse der Frauen kein vordringliches Thema. Das auf eine Habilitationsschrift zurückgehende, reich dokumentierte Buch mag nicht eben leserinnenfreundlich sein. Es lohnt sich aber, angesichts der modischen Überhöhung beglückender Mutterschaft, wie sie etwa von der Fernsehfrau Eva Herman beworben wird, sich kundig zu machen, welchen Zwängen die Mehrheit der Frauen in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts unterworfen war und in welchem Masse der Diskurs über normgerechte Weiblichkeit ihre Selbstbestimmung beschränkte.

Anmerkungen

Nachdruck aus Bücher am Sonntag, Beilage der NZZ am Sonntag, 7.10.2007.

Autorin

Beatrix Mesmer war bis 1996 Professorin für Geschichte an der Uni Bern.
beatrix.mesmer@bluewin.ch